

14 Glauben und Handeln — Ein christlich-jüdisches Symposium an der Hebräischen Universität Jerusalem vom 27. bis 30. März 1966

Von Dr. Willehad P. Eckert OP

Eine Theologentagung der Düsseldorfer Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit regte an, einmal ein Symposium in Israel zu versuchen. Angestrebt wurde ein Thema, das nicht nur Gelegenheit zum Austausch von Informationen geben, sondern auch ein Miteinander im Suchen nach einer verpflichtenden Antwort ergeben sollte.

Nach dem Tod von Professor *Buber* unterstützte vor allem Professor *Hugo Bergmann* diese Bestrebungen. Trotz anfänglicher Bedenken israelischerseits wurde schließlich der von der Düsseldorfer Gesellschaft unterbreitete Vorschlag angenommen, als Rahmenthema für das Symposium das Verhältnis von Glauben und Handeln in biblischer Sicht und nach dem Verständnis der jüdischen Tradition zu wählen. Nach monatelangen Vorbereitungen konnte das Symposium stattfinden.

Die Veranstalter waren israelischerseits „The Israel Committee for Interfaith Understanding“, deutscherseits der „Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ und die Düsseldorfer Gesellschaft.

Über Glauben und Handeln nach dem Alten Testament referierte der Heidelberger Alttestamentler Professor *Rolf Rendtorff*¹; über Glauben und Handeln nach dem Neuen Testament referierte der Benediktinerpater Dr. *Altfried Kassing* aus der Abtei Maria Laach; über Glauben und Handeln nach jüdischer Tradition hatte der Dekan der Philosophischen Fakultät der Hebräischen Universität, Professor *Zwi Werblowski*, zu referieren. An dem Gespräch beteiligten sich von der Hebräischen Universität außerdem noch Professor *Hugo Bergmann* sowie Dr. *Uri Tal* und Dr. *Shaul Esch* vom Institut für zeitgenössische Geschichte des Judentums. Dazu kamen religiös interessierte Menschen verschiedener Richtung wie Dr. *Jack Cohen*, der Leiter des Hillelhaus, Jerusalem, Frau Dr. *Pninah Navé*, Dr. *Pinchas Rosenblüth*, *Mikveh Yisrael* und *Jacob Tsur* vom Kibbutz Eyn Hanatsiv. Der engere Kreis wurde gelegentlich eines Empfangs noch erweitert. Professor *David Flusser* hielt einen einführenden Vortrag über die Stellung seines Faches, die neutestamentliche Religionsgeschichte, an der Universität Jerusalem.

Außer den beiden Referenten nahmen noch folgende Professoren deutscherseits an dem Symposium teil: *Hans-Werner Bartsch*, Frankfurt, *Walter Hartmann*, Dortmund, *Klaus Koch*, Hamburg. Dazu kamen noch unter anderen Professor Dr. *Heinz-Robert Schlette*, Bonn, der bereits mehrfach zum Problem der Vielheit der Religionen Stellung genommen hatte, und Frau Dr. *Dorothee Sölle*, Köln, sowie der Berichterstatter. Von Publizisten waren vertreten u. a. *Hans-Jürgen Schultz*, Stuttgart², und Dr. *Ingo Hermann*, WDR Köln.

Glauben und Handeln nach der Sicht der Bibel und nach dem Verständnis der jüdischen Tradition.

Daß ein christlich-jüdisches Symposium in Jerusalem nicht leicht sein würde, ließ Professor *Hugo Bergmann* bereits in einem einführenden Vortrag durchblicken. Er erinnerte an den Roman der *Selma Lagerlöf* „Jerusalem“. Als „Fanatische Stadt“ habe die Dichterin Jerusalem geschildert, und das sei auch heute noch gültig. Darum hätten sich die Organisatoren israelischerseits entschlossen, das Symposium möglichst nicht publik zu machen. Das bestätigte auch Professor *Werblowski*. Ärgerniserregend könnte es für die Öffentlichkeit sein, daß erstens in der Hebräischen Universität ein christlich-jüdisches Symposium stattfindet, daß es zweitens mit Theologen aus Deutschland und drittens auch noch in deutscher Sprache stattfindet.

Um zu vermeiden, daß aus dem wissenschaftlichen Gespräch ein Politikum gemacht werde, sei die Öffentlichkeit nicht unterrichtet worden. Da das Symposium ein Experiment war, da es sich von vornherein als Arbeitsgespräch verstand, muß diese Entscheidung als richtig begrüßt werden. Daß auch so hinter allen Überlegungen der Schatten der Vergangenheit stand, ist wohl keinem Teilnehmer auch nur eine Minute lang verborgen geblieben.

Wenn die Teilnehmer aus Deutschland in der Hoffnung kamen, ein Gespräch führen zu können, in dem Gemeinsamkeit sichtbar werden würde, dann war diese Hoffnung illusorisch. Schon die den deutschen Teilnehmern überreichten Arbeitsmappen verrieten etwas von der Reserviertheit der Israelis ihren Besuchern gegenüber. In den Mappen fanden sich durchweg kritische Beiträge, wie *Gershom Scholems* Polemik wider den Mythos vom Deutsch-Jüdischen Gespräch. *Shauls* Eschs Kritik an der Kölner Ausstellung Monumenta Judaica, nicht zuletzt *Werblowskis* kritische Bemerkungen zu den Bedingungen eines christlich-jüdischen Dialogs.

Das erste Hauptreferat hielt Professor *Rendtorff*, Heidelberg, über Glauben und Handeln in der Sicht des Alten Testaments. Ohne der Gefahr einer voreiligen Aktualisierung zu erliegen, war er bestrebt, das Durchhaltende aufzuweisen, das, was unsern eigenen Fragen und Suchen Antwort gibt. Gerade so wird ja deutlich, wie notwendig und wertvoll für den Christen der Rückgriff auf das Alte Testament ist. Glauben findet im Alten Testament seine Begründung in den geschichtlichen Erfahrungen Israels. So wird der Hinweis auf die Herausführung des Volkes aus Ägypten geradezu zum Epitheton des Gottesnamens. Die Errettung der Israeliten vor den Ägyptern am Schilfmeer wirkt Glauben. Der Glaube aber bewährt sich dort, wo die Bewährung zur Welt erfolgen muß. Von hier aus läßt sich dann der Zusammenhang von Glauben und Handeln dartun.

Professor *Bergmann*, der nach dem Vortrag als erster das Wort ergriff, sprach von der Weltenferne, die zwischen Juden und Christen bestehe, und die ihm gerade nach den Ausführungen von Professor *Rendtorff* besonders eindringlich bewußt geworden sei. Der christliche Alttestamentler suche in der Heiligen Schrift Modelle für sein eigenes Glaubensverhalten, darum sei für ihn das Alte Testament lebendiger als für den Juden. Der orthodoxe Jude zumindest finde auch heute sein Welt- und Bibelverständnis in der halachischen Tradition. Er demonstrierte das an einem krassen Beispiel. Einen seiner Schüler habe er gefragt, was er von der Politik der Apartheid in Südafrika halte. Der habe ihm erwidert, das könne er nicht beantworten, ehe er sich nicht Rat im Schulchan Aruch geholt habe. Wenn nun auch in diesem Buch für neuzeitliche Probleme keine direkte Auskunft zu finden sei, so sei die Grundeinstellung des Schülers durchaus richtig gewesen. Die Halacha liefere mindestens die Normen des Weltverständnisses. Auch Professor *Werblowski* betonte nachdrücklich, daß wenigstens den orthodoxen Juden die Bibel nicht so sehr unmittelbar, sondern durch den Umweg über die Tradition und Liturgie vertraut sei. Schon an diesem Punkt stellte sich die Frage, ob es denn überhaupt eine Basis für ein christlich-jüdisches Gespräch gäbe, das mehr als nur informativ sein wolle.

Wenn schon das Gespräch über das Alte Testament sich als schwierig erwies, dann kann es nicht verwundern, daß ein Gespräch über das Neue Testament erst recht nicht möglich war, weil hier offensichtlich bei Verwendung der gleichen Worte in verschiedenen Sprachen geredet wurde. Pater *Kassing* hatte sein Referat auf die Frage angelegt, wie aus dem Neuen Testament Auskunft für den Glaubenden und Handelnden zu gewinnen sei. Daher fragte auch er nach Modellsituationen. Er fand sie in den Glaubensproben, die bei Matthäus in der Versuchungsgeschichte berichtet werden.

¹ Vgl. Bericht in „Die Zeit“ vom 13. 5. 1966.

² Herausgeber von „Juden — Christen — Deutsche“ [vgl. FR XIII, 50/52, S. 80].

Glaube bleibt nicht beim Sichtbaren, Greifbaren stehen, ist ein sich an Gott Anheimgen, entspringt dem Vertrauen. Aus dem Glauben, der sich im Tode bewährt, wird die Kraft zum Handeln gewonnen. Von dieser Sicht aus suchte er den Tod Jesu als vorbildhaft für den Christen zu beschreiben. Der Lebensweg des Menschen wird zu seinem Heilsweg, wenn er ihn als Glaubender geht. Daraus erwächst der Anspruch des Osterglaubens an das ganze Leben. Diesen Ausführungen mußten die israelischen Teilnehmer um so eher ihr Verständnis versagen, als sie keinen Zugang zur Person Jesu, geschweige denn zur Christologie haben. Daß ein Mensch sich Sohn Gottes nennen kann, von Gott als seinem Vater reden kann, muß ihnen geradezu als blasphemisch erscheinen.

Professor Zwi Werblowski verzichtete auf die Gewinnung von Denkmodellen, die für das eigene Verhalten fruchtbar gemacht werden könnten. Stattdessen konzentrierte er sich auf die Beschreibung der jüdischen Verhaltensweise, wie sie durch die Tradition festgelegt ist. Das nötigte ihn nun auch zu einer Änderung des ihm gestellten Themas. Weder Glauben und Werke noch Glauben und Handeln sei eine Alternative im jüdischen Verständnis. Glauben und Handeln sind für den Juden unlöslich miteinander verknüpft. Der jüdische Glaube fließt in das Handeln ein, aber er artikuliert sich erst in der Herausforderung durch eine andere Glaubenshaltung, erst wenn er von außen her befragt wird, wie das in der Geschichte der Religionsgespräche wiederholt geschehen ist.

Zu dieser Andersheit des jüdischen Glaubens gegenüber dem christlichen, der sich sehr wohl aussagt, der von sich aus bestrebt ist, sich in der Selbstaussage zu klären, der also nur schwer einen Vergleich mit jüdischer Glaubensweise zuläßt, kommen weitere Schwierigkeiten für ein christlich-jüdisches Gespräch. Die Christen brauchen zu ihrem Selbstverständnis die Begegnung mit Israel, und in Israel finden sie die Juden. Das ist ein theologischer Gesichtspunkt.

Die Juden brauchen zu ihrem Selbstverständnis aber nicht die Begegnung mit den Christen. Die Christen sind für sie nur ein Teil der nichtjüdischen Umwelt. Wenn die Christen aber als nichtjüdische Umwelt verstanden werden, dann meldet sich hier eine soziologische Betrachtungsweise an. Das Gespräch zwischen Christen und Juden wird von zwei verschiedenen Ebenen aus geführt, beschwört daher fast notwendig eine Reihe von Mißverständnissen herauf.

Doch zurück zu dem wirklichen Gegensatzpaar nach jüdischem Selbstverständnis: Es ist Lernen und Handeln. Nach der Überzeugung der Mischna hat das Lernen vor dem Handeln den Vorrang; denn Lernen führt zum Handeln. Von seiner Natur her neigt der Jude zum Aktivismus. Zweimal in seiner Geschichte ist das Judentum jedoch von seiner aktivistischen Grundhaltung abgewichen und hat, wenigstens theoretisch, einer inaktiven den Vorzug gegeben. Im rabbinischen Judentum wurde das Talmudstudium höher bewertet als Aktivität, als das übliche Berufsleben, ja sogar noch als das Gebet, insofern das Gebet Bitte um die Bedürfnisse des Lebens ist.

Im Mittelalter gewann sodann die weltentsagende Askese und Mystik der Sufis Einfluß auf das Judentum. Sie betonten die Alleinherrschaft Gottes so sehr, daß sie schon in der Benützung von Medizin zur Krankenheilung Götzendienst sahen; denn entweder glaubt man an Gott oder an die Naturgesetze. Im Buch der Herzenspflichten spiegelt sich der Einfluß der Sufis. Die Veranlagung zur Aktivität war aber stärker als die schönste Theorie. Sie setzte sich daher immer wieder durch. So ist das Judentum im Grunde doch immer wieder vom Aktivismus bestimmt. Das zeigt sich auch im Verhalten der Juden Ideologien gegenüber. Ideologische Fragen sind insoweit für sie von Belang, als sie sich in Handeln umsetzen lassen, wie das z. B. im Sozialismus, aber auch im Zionismus der Fall ist. In der Halacha setzt sich die Aktivität in Kasuistik um.

Solange der Aktivismus in der modernen Welt Zustimmung und Bewunderung fand, konnte das Judentum tonangebend sein. Der Pessimismus bezüglich jeden Handelns, der die Menschheit heute immer mehr beschleicht, drängt das Judentum aus seiner bestimmenden Stellung.

In der Halacha artikuliert der Jude seinen Schöpfungsglauben, seinen Glauben, daß die Welt von Gott geschaffen und geordnet ist, daß sie im Vollzug des Gesetzes wieder an Gott gebunden, auf ihn bezogen wird. Nun ist jedoch dieser Glaube vielen Juden entschwunden. Darum ist die Halacha nicht mehr sinnerfüllt für sie. Kann, darf man sie nötigen, das Gesetz noch in seiner Unbedingtheit zu beobachten? Der Staat Israel will eine pluralistische Demokratie sein, die die Verschiedenheit der Bürger berücksichtigt. Der Staat Israel ist aber vor allem Judenstaat. Dazu wurde er gegründet und darum ist er existenzberechtigt.

Er kann daher auf jüdische Gesten, wie z. B. die Heiligung des Sabbats, die Ruhe des Verkehrs an diesem Tag, nicht verzichten. Kann man Menschen nötigen, etwas zu tun, zu dem sie kein Verhältnis haben? Überall sind die Menschen allergisch gegen Zwang. Wenn die Halacha dennoch als verbindlich erklärt wird, dann deshalb, weil Judentum, wie manche seiner Interpreten erklären, nicht Religion ist, sondern „a way of life“.

Kann es aber zwischen dem sich so selbst verstehenden Judentum und dem Christentum irgend eine Gemeinsamkeit geben? Zwar sind die Interpretationen von Judentum je nach der Einstellung des einzelnen Interpreten verschieden, wie auch die Deutung christlichen Glaubens je verschieden sein kann und tatsächlich ist. Aber selbst wenn man die Vielfalt vor Augen hat, die das Judentum heute darstellt, und die Verschiedenartigkeit, in der das Christentum in den verschiedenen Bekenntnissen in Erscheinung tritt, so scheint es nach den Ausführungen von Professor Werblowski auch noch Möglichkeiten zu geben, Gemeinsamkeiten erkennen zu können, und bestünden sie auch nur in der Gemeinsamkeit des Wegsuchens.

War der Versuch des christlich-jüdischen Symposions in Israel ein Mißerfolg?

Die kritischen Ausführungen, die Professor Werblowski in seinem Vortrag gemacht hatte, veranlaßten Professor Bergmann zu dem Einwurf, daß es doch nicht nur darum gehen könne, die Positionen zu umreißen; die gemeinsame Not verlange vielmehr ein Zusammenwirken von Juden und Christen an den beiden gemeinsamen Problemen. Noch immer bedrängen uns die existentialen Fragen: Was ist Erlösung, warum ist die Welt unerlöst? Eine Antwort auf diese Fragen zu finden, sei wertvoller als die wichtigste und bedeutsamste Analyse religiöser Verhaltensweisen.

Gerade die Hoffnung, derartige Fragen könnten in gemeinsamem Suchen nach einer zutreffenden Antwort gelöst werden, hatte die Teilnehmer aus Deutschland nach Israel kommen lassen. Aber diese Hoffnung hatte sich inzwischen als illusorisch erwiesen. Auch dieser Appell, den Professor Bergmann an seinen jüngeren Kollegen und damit zugleich an alle Teilnehmer richtete, konnte nichts mehr zurücknehmen. Die israelischen Teilnehmer hatten deutlich genug gesagt, daß sie ein Gespräch durchaus für möglich und notwendig hielten, daß dieses Gespräch aber ein allgemein menschliches sein müsse und kein spezifisch christlich-jüdisches sein könne. Thema eines solchen übergreifenden Gespräches könnte zum Beispiel die Krisis der Religion in einer säkularisierten Welt sein.

Das Gespräch mit den Juden in Israel — von einem Dialog konnte nur sehr bedingt die Rede sein — hatte sich als viel schwieriger und weniger hoffnungsvoll erwiesen als Gespräche, die in Europa, ja sogar in Deutschland selbst zwischen Juden und Christen geführt werden. Nach Ansicht von Professor Werblowski verrät das Erstaunen der christlichen Teilnehmer über diese Tatsache nur, daß sie sich Illusionen über die Möglichkeiten eines christlich-jüdischen Dialogs gemacht haben. Nur in Israel sprechen die Juden ihre eigene Sprache. In der Galuth, in der Diaspora bedienen sie sich der Sprache ihrer Umwelt. Im christlich-jüdischen Gespräch bedienen sie sich der Formeln, die sie bei den Christen vorfinden, auch wenn diese dem spezifischen Gehalt des jüdischen Glaubens nicht gerecht werden. Die Nähe zwischen Juden

und Christen, die in manchen europäischen und amerikanischen Tagungen, Konferenzen, Round-Table-Gesprächen vorhanden gewesen zu sein schien, könnte also auf einem Mißverständnis christlicherseits beruhen. Erst in Israel findet er das Judentum ungeschminkt vor. Diese Ansichten dürften Juden in der Galuth vielleicht nicht so unbedingt teilen, sie hat jedoch auf die christlichen Teilnehmer an dem Symposium einen nachhaltigen Eindruck gemacht.

Die israelischen Teilnehmer waren mit dem Ergebnis des Symposiums zufrieden; denn es war offen gesprochen worden; wertvolle Informationen wurden einander gegeben. Bei den deutschen Teilnehmern war aber ein gewisses Gefühl der Enttäuschung unverkennbar. In einem abschließenden Gespräch, in dem die deutsche Gruppe das Fazit aus dem Symposium zog, erklärte Hans Jürgen Schultz, und er drückte damit wohl die Meinung der meisten der Teilnehmer aus, das Seminar an der Hebräischen Universität Jerusalem habe ihn darüber belehrt, daß das Bild, das er aus Büchern über und von den Juden gewonnen habe, doch wohl nicht ganz zutreffend sei, zumindest ergänzungs-, wenn nicht verbesserungsbedürftig. Bisher hätten Schriften wie die von Leo Baeck sein Urteil über Juden und Judentum bestimmt. Er hätte hinzufügen können, daß uns alle nicht minder die Äußerungen der jüdischen Partner auf den Kirchentagen beeinflusst haben. Das, was wir dort gehört hatten, schien nun nicht mehr zu stimmen.

Offensichtlich bedarf es noch vieler Informationen, ehe wir es wagen können, nach Gemeinsamkeiten zu fragen. Diese Überzeugung hat wohl jeder aus Israel mitgenommen. Aber genügt das, um weitere Symposien in Israel zu rechtfertigen? Daß die Grundabsicht des ersten Symposiums, wenigstens wie sie von den deutschen Initiatoren gedacht war, nicht erfüllt wurde, ist offenkundig. Daher bezweifelte Hans Jürgen Schultz den Nutzen weiterer Symposien in Israel, solange es sich dabei nur um ein Gespräch zwischen christlichen Theologen aus Deutschland und Juden in Israel handeln sollte. Ein Gespräch auf breiterer Ebene hingegen könnte durchaus fruchtbar sein. Neben den Juden aus Israel müßten die aus der Galuth, nicht zuletzt die noch in Deutschland wirkenden, zu Wort kommen. Neben den christlichen Theologen aus Deutschland müßten auch Theologen aus andern europäischen Ländern vertreten sein. Dann würde das Gespräch an Unbefangenheit gewinnen. Vielleicht könnte dann in der Tat mehr als nur ein Austausch von Informationen stattfinden, könnte es zu einer Gemeinsamkeit des Fragens und sogar des Findens kommen.

Wenn das Symposium auch nicht die Hoffnungen erfüllt hat, die deutsche Teilnehmer daran knüpften, so war es dennoch nicht umsonst. Es befreite von Illusionen. Es verstellte nicht die Hoffnung auf die Zukunft. Aber es machte deutlich, daß wir noch ganz am Anfang eines Gespräches stehen.

15 Rundschau

15/1 Zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 25. September 1966 in der Frankfurter Paulskirche an Kardinal Augustin Bea und den Generalsekretär des Weltrates der Kirchen, Pastor Dr. Willem Visser 't Hooft¹

In der traditionsreichen Paulskirche fand am Sonntagvormittag, dem 25. 9. 1966 „im Beisein von etwa tausend prominenten Gästen aus Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst und Diplomatie“^{1a} die Verleihung des Friedenspreises statt. „Bundespräsident Dr. Heinrich Lübke geleitete zusammen mit dem hessischen Kultusminister Professor Dr. Ernst Schütte die beiden . . . Friedenspreisträger . . . zu ihren Plätzen. Mit Bea und Visser 't Hooft sind zum ersten Male je ein führender Repräsentant der katholischen Kirche und des Protestantismus gemeinsam durch diese 1950 gestiftete und mit 10 000 Mark dotierte hohe Auszeichnung geehrt worden. Als erster hatte 1950 der heute 69jährige Dr. Max Tau den Friedenspreis des deutschen Buchhandels empfangen. Ihn wählte die Hauptversammlung des Börsenvereins bereits am Vortage einstimmig zum Ehrenmitglied“^{1a}.

Die „Frankfurter Neue Presse“² schreibt:

„. . . Für zwei Stunden war die Paulskirche in Frankfurt am Sonntag wieder Kirche. Der Versammlungsraum wurde zum sakralen Ort, als der deutsche Kardinal aus Rom und der holländische Pastor aus Genf den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels in Empfang nahmen. Philosophen, Verleger, Schriftsteller und Dichter sind in diesem großen Rundbau geehrt worden³. Dann war jeweils von Literatur, Politik, Ethik die Rede — und vom Frieden, der dem Preis Namen und Sinn gegeben hat. Am Sonntag aber wurde die Paulskirche zur Stätte der ökumenischen Begegnung.

Kardinal Bea und der Generalsekretär des Weltrates der Kirchen Willem Visser 't Hooft erhielten den Preis, und viele Bischöfe kamen. Der Bischof aus Limburg traf den evangelischen Kirchenpräsidenten [Sucker], der katholische Stadtpfarrer begegnete dem protestantischen Pastor. Der Präsident des Evangelischen Kirchentages war da, auch ein Militärbischof

[Kunst], und ein Professor, der Kultusminister ist, hielt eine Laudatio, die eher einer Predigt glich.

Paul Mikat aus Nordrhein-Westfalen hat den Lobreden auf die Friedenspreisträger eine neue Dimension eröffnet. Die eschatologische. Er erschloß den Sinngehalt des Wortes „Frieden“ . . . und sagte mehr über Frieden und Friedenssehnsucht, als je in der Paulskirche gesagt worden ist . . .“

Wir bringen die Laudatio — die das Thema des FR unmittelbar berührt — im vollen Wortlaut und aus Raumgründen einige Ausschnitte aus den Danksagungen der beiden Friedenspreisträger^{3a}.

Der Text der *Urkunde* lautet:

Der deutsche Buchhandel verleiht 1966 den Friedenspreis zwei Männern gemeinsam

Augustin Kardinal Bea

und

Willem A. Visser 't Hooft.

Beide haben in vorbildlicher Gesinnung für den religiösen Frieden gewirkt, durch ihre theologischen Schriften und Reden den Dialog zwischen den Konfessionen vorbereitet und so entscheidend zu der sich anbahnenden Versöhnung der Christen beigetragen. Sie haben ihr Wirken für die Einheit im Glauben zugleich als einen Dienst am Frieden in der Welt verstanden und sind so, ein jeder auf seine Weise, zu Wegbereitern des Friedens unter den Menschen geworden. Durch diese Ehrung sollen alle, die für einen auf gegenseitiger Achtung gegründeten Frieden zwischen Religionen, Weltanschauungen und Völkern eintreten, in ihren Bemühungen ermutigt werden.

Börsenverein des Deutschen Buchhandels, Friedrich Georgi, Vorsteher

Frankfurt am Main, in der Paulskirche am 25. September 1966.

¹ s. o. S. 3.

^{1a} Badische Zeitung Nr. 222 vom 26. 9. 1966.

² Nr. 223 vom 26. 9. 1966.

³ 1965: Nelly Sachs (vgl. FR XVI/XVII, 61/64. S. 136).

^{3a} Nach Redaktionsschluß: Vgl. auch „deutschland-berichte“ (2/11), Oktober 1966: Enthält außer dem Wortlaut der Laudatio und den Dankreden der beiden Preisträger Auszüge der übrigen Ansprachen sowie einen Überblick über diese 18. Internationale Buchmesse, auch im Zusammenhang mit der Friedenspreisverleihung.